

Im Knaur Taschenbuch ist von der Autorin bereits erschienen:

Weißer Nächte, weites Land

Das Hurenschiff

Über die Autorin:

Martina Sahler, 1963 in Leverkusen geboren, studierte Germanistik und Anglistik in Köln. Sie arbeitete lange Zeit als feste und freie Lektorin für Belletristik, bevor sie sich mit großer Begeisterung der Schriftstellerei widmete. Seit 15 Jahren schreibt sie Romane für Erwachsene und Jugendliche. Mit ihrer Familie und zwei Katzen lebt sie im Bergischen Land bei Köln.

MARTINA SAHLER

Die
*H*uren-
insel

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



© 2016 Knaur Taschenbuch
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Dr. Gisela Menza
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: akg-images / Album / Oronoz;
arcangel / Anna Mutwil / Ilona Wellmann
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51754-3

2 4 5 3 1

Die Zukunft hat viele Namen:
Für Schwache ist sie das Unerreichbare,
für die Furchtsamen das Unbekannte,
für die Mutigen die Chance.

Victor Hugo



Timorsee

Darwin

Joseph-Bonaparte-Golf

Indischer Ozean

Kimberley-plateau

Tanamiwüste

Große Sandwüste

Gibsonwüste

WESTAUSTRALIEN

Ayers Rock

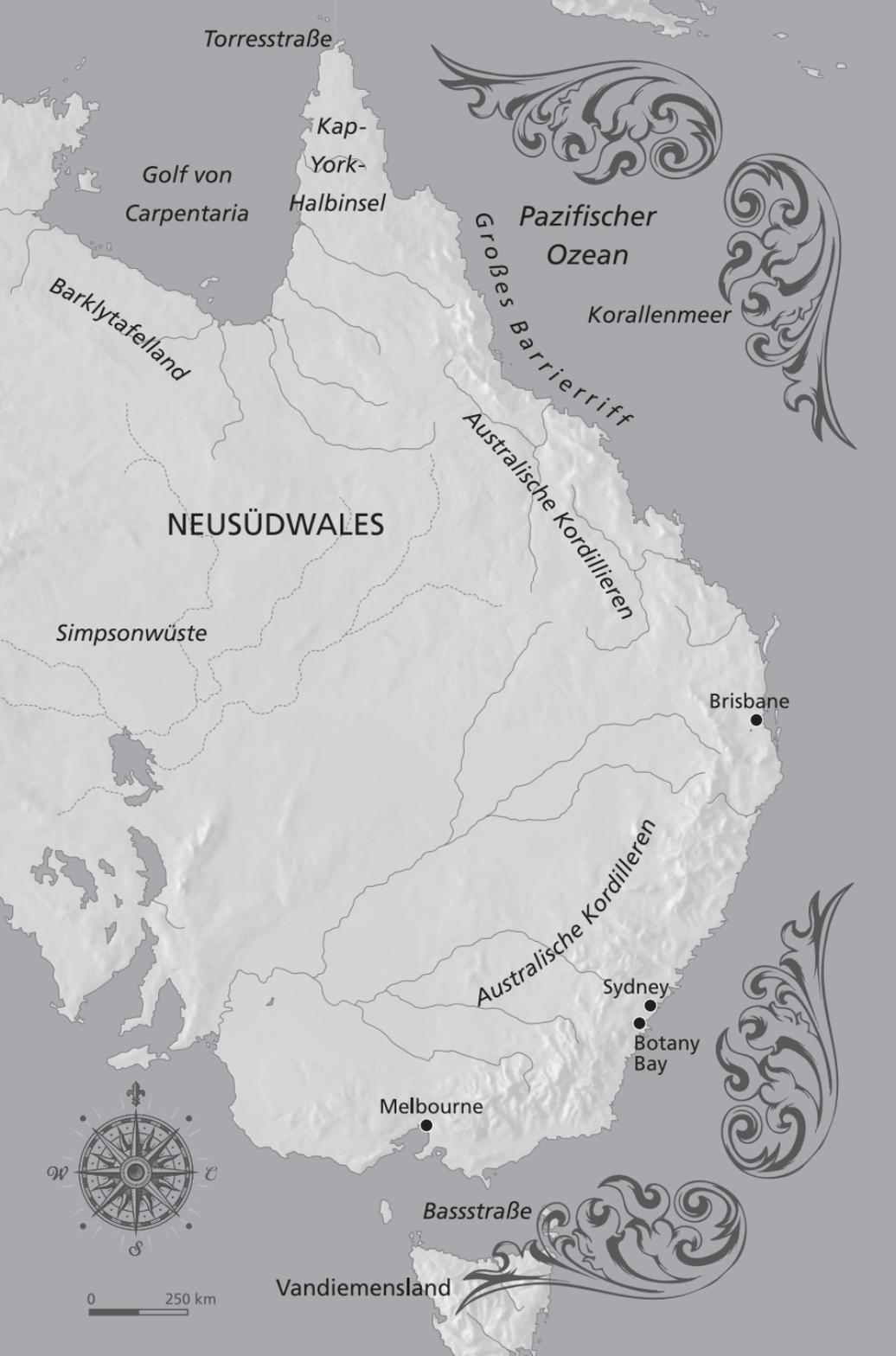
Große Victoriawüste

Nullarbor-Ebene

Große Australische Bucht



Norfolk-Insel



Torresstraße

Golf von
Carpentaria

Kap-
York-
Halbinsel

Barklytafeland

Pazifischer
Ozean

Korallenmeer

Großes Barrierriff

NEUSÜDWALES

Australische
Kordillieren

Simpsonwüste

Brisbane

Australische
Kordillieren

Sydney

Botany
Bay

Melbourne

Bassstraße

Vandiemensland



0 250 km

DIE WICHTIGSTEN FIGUREN

(historische Persönlichkeiten sind mit * gekennzeichnet)

In Sydney Cove

Molly Monday, zu sieben Jahren Deportation verurteilte junge Straßenhure

Hannah Douglas, Mollys beste Freundin

Rose Naiden, zur Deportation verurteilte »Königin der Diebe«

Andrew Naiden, ihr auf der *Neptune* anreisender Ehemann

Michael Riley, Arzt im Hospital von Sydney Cove

Dr. John White*, Wundarzt im Krankenhaus

Edward Young, Sekretär des Gouverneurs

Sir Arthur Phillip*, Gouverneur von Sydney Cove

Reverend Richard Johnson*, erster Geistlicher in Australien

Dorothy Johnson, ehemalige Bordellbesitzerin

Auf Norfolk

Laurie Hodginson, Dorothys Lieblingshure, die nach Norfolk verbannt wird

Deborah Travers, nach Norfolk verbannte Kräuterkundige und Lauries Vertraute

Joseph Heath, der »Rattenmann«, Siedler in Norfolk im Dreiergespann mit Laurie und Deborah

Major Ross*, oberster Befehlshaber auf Norfolk

Sarah Walsh, geborene Whitlam*, zur Deportation verurteilte Diebin, die ihr Fähnchen in den Wind hängt

John Coen Walsh*, Sarahs Ehemann
Maud, Tochter von Sarah und John Nicol
Steven Dalton, der Dritte im Bunde beim Ehepaar Walsh

Auf hoher See

John Nicol*, liebeskranker Steward auf der *Lady Juliana*
Ben Benson, Seemann auf der *Lady Juliana*
Will March, Mollys Bruder, auf den Weltmeeren unterwegs
Jack Barns, Steuermann auf der *Lady Juliana*

I. KAPITEL

Sydney Cove, Juli 1790

Ob drüben im Busch Menschenfresser lauern? Ich habe geträumt, dass wilde Männer mich an einem Speiß über Flammen rösten.« Hannah drückte sich enger an Molly. Ihre Freundin war zwar nicht größer und genauso mager, stand aber breitbeinig in der Menschenmenge, die Arme vor der Brust gekreuzt, das Kinn erhoben. Mollys schwarzes Haar flatterte im Wind. Sie hielt es sich mit einem blassroten Tuch aus der Stirn.

Der Juli war der kälteste Monat in Sydney Cove. So viel hatten die beiden jungen Frauen in den wenigen Tagen seit ihrer Ankunft schon mitbekommen. Hier am Ende der Welt tickten die Uhren anders.

»Sei keine Närrin, Hannah«, zischte Molly durch den Mundwinkel, ohne ihr das Gesicht zuzuwenden. »Wovor wir uns wirklich fürchten müssen, ist diese Kolonie. Wenn es tatsächlich Kannibalen im Urwald gibt, dann werden sie sich an uns klapprigen Gestellen die Zähne ausbeißen.«

Sie standen inmitten aller Kolonisten von Sydney Cove und lauschten der Predigt von Reverend Richard Johnson. Hinter ihnen wackelten die zusammengezimmerten Hütten knarrend im Wind, links dehnte sich der Busch, rechts bildete der Sandstein bizarre Felsformationen. Pazifikbrecher donnerten im ewigen Rhythmus der Gezeiten gegen die Steinwände.

Nichts war hier, wie es schien. Zwar wirkte die Landschaft

lieblich, erwies sich aber als gänzlich unfruchtbar. Den Männern der ersten Flotte, die vor zwei Jahren hier an Land gingen, war es nicht ein einziges Mal gelungen, eine Ernte von Mais oder Bohnen einzubringen. Sie waren weit davon entfernt, sich selbst zu versorgen, wie es sich die englische Regierung erhoffte. Nach zwei Jahren sahen sich die Sträflinge immer noch auf Gedeih und Verderb dem Wohlwollen und dem Mitgefühl der englischen Regierung ausgeliefert. Jedes Schiff empfingen sie mit neuer Hoffnung, dass es Lebensmittel, Saatgut, Nutztiere brachte, aber in manchen Monaten schien es, als hätte die Heimat sie vergessen.

Der Boden hier war sandig, sumpfig, von Geröll und Steinplatten durchsetzt. Wo die Erde fruchtbarer erschien, war sie mit undurchdringlichem Buschwerk bestanden, das tief wurzelte und sich der Rodung widersetzte. Ohne Werkzeuge, mit bloßen Händen und behelfsmäßigen Schaufeln mühten sich die Männer ab, diesem Kontinent Ackerland abzuringen, aber sie kamen nur Meter um Meter voran. Größere Bäche, Seen oder Teiche gab es kaum, das Regenwasser bildete auf dem harten Boden nur Schlammflöcher.

Viele Jahre würden ins Land ziehen, bevor sich dieses armselige Neusüdwaales selbst unterhalten konnte. Und in dieses Elend waren vor wenigen Tagen weitere unglückliche Gestalten wie Molly und Hannah getaumelt.

Die mehr als zweihundert weiblichen Sträflinge von der *Lady Juliana* befanden sich in einem recht guten gesundheitlichen Zustand. Sie erkannten nun, dass sie trotz des Bordellbetriebs an Bord und des Rechts der Seemänner, sich Geliebte zu nehmen, über die einjährige Fahrt von London hierher nicht klagen konnten. Sie hatten hinreichend zu essen gehabt, durften an Deck die Sonne genießen und schlenderten die meiste Zeit ohne Ketten auf dem Schiff herum.

Als sie jedoch in der Bucht einliefen und die halb verhungerten Offiziere der Kolonie an Bord kamen, begriffen die herausgeputzten Frauen, die auf gute Partien hier an Land gehofft hatten, dass sie eine Fracht waren, die niemand brauchte. Die Menschen warteten auf Mais und Mehl, um dem Hungertod zu entkommen. Stattdessen hatten sie nun über zweihundert Esser mehr zu versorgen.

Übel war es auch den Männern ergangen, die auf den drei Schiffen *Neptune*, *Scarborough* und *Surprize* kurz nach der *Lady Juliana* Neusüdwales erreicht hatten. Unter ihnen befanden sich zahlreiche Bekannte, Ehemänner, Brüder und Liebhaber der Gefangenen von der *Lady Juliana*. Molly kannte kaum einen von ihnen, aber Rose Naiden, die »Königin der Diebe«, hatte ihren Mann Andrew wiedergefunden – mehr tot als lebendig.

An Land brach das blanke Entsetzen aus, als Matrosen die Sträflinge in Ketten wie Säcke über die Reling ins Wasser warfen. Von den mehr als tausend Männern waren fast die Hälfte während der Überfahrt gestorben oder standen kurz davor und waren zu krank, um zu essen und sich selbst zu versorgen. Die meisten derjenigen, die noch atmeten, waren arbeitsunfähig.

Nach Wochen im stinkenden Unterdeck ohne Bewegung verloren manche an der frischen Luft sofort das Bewusstsein, andere starben auf dem Weg zum Ufer. Dort angekommen, konnten viele nicht gehen oder stehen und wurden von anderen geführt. Manche krochen auf allen vieren. Barmherzige Kolonisten trugen halb tote Männer auf dem Rücken.

Hannah und Molly hatten sich während dieses blutigen Schauspiels an den Händen gehalten und ihren Augen nicht getraut. »Was für ein Unterschied zwischen ihnen und uns«, hatte Molly gewispert.

Die männlichen Sträflinge waren der Schiffshölle entronnen, um jetzt jämmerlich dahinzuvegetieren. Mitgefühl unter den Gefangenen suchte man vergeblich. Die menschenunwürdige Überfahrt hatte jedes Gefühl in den Sträflingen abgetötet. Molly hatte beobachtet, wie jemand einem Verletzten, der kurz vor dem Sterben stand, ein Stück Brot aus der Hand nahm und rief, der andere werde ohnehin sterben und daher nütze es ihm nichts. Kaum hatte jemand seinen letzten Atemzug getan, kamen andere und stritten sich um die Lumpen, die er trug.

Sydney Cove war eine Kloake. Die Heimat hatte ihre verbrecherische Klasse so weit wie möglich von sich geschleudert.

Es gab in der Kolonie kein Gebäude, das groß genug gewesen wäre, um die gesamte Gemeinde von Sträflingen, Soldaten und Frauen zu fassen. Also hatte sich der einzige Geistliche auf eine felsige Anhöhe gestellt, die ein knorriger Baum mit seinem dichten Blattwerk überdachte, und predigte unter Gottes weitem Himmel mit ausgestreckten Armen. Sein breites Gesicht mit dem Backenbart und dem zurückgehenden Haupthaar schimmerte in der frischen Luft rosig, an seiner Nase hing ein Tropfen.

Er hob den Zeigefinger in Richtung Himmel. »Ihr geht vom Eigentum der *Lady Juliana* in das der Kolonialregierung unter Gouverneur Arthur Phillip über. Die Regeln von Buße und Sühne, die ihr vom Schiff her kennen solltet, haben hier ebenfalls Gültigkeit. Zuerst kommt der Stock, dann die Bibel! Diebstahl wird mit Peitschenhieben bestraft, Fluchtversuche mit dem Galgen!«

Molly mahlte mit dem Kiefer, während sie dem Pfarrer lauschte, dem es eine Genugtuung zu sein schien, ihren Aufenthalt in dieser Sträflingskolonie in den schwärzesten Far-

ben darzustellen. Um sich herum hörte sie vereinzelte Schluchzer, manche Frauen schlugen die Hände vors Gesicht.

Hannah neben ihr schluckte und krallte sich in Mollys Arm. Sie trug ihre bis weit über die Schultern fallenden dunkelblonden Haare zu einem taudicken Zopf geflochten. Molly wandte sich ihr zu und sah, dass ihre steingrauen Augen feucht schimmerten. »Was waren wir für törichte Hühner, von einem Paradies zu träumen. Aber wenigstens sind wir endlich angekommen«, flüsterte Hannah ihrer Freundin zu. »Vielleicht haben wir ein Auskommen, wenn wir tun, was verlangt wird. Vielleicht finden wir einen Mann, der uns beschützt.«

In Mollys Lachen schwang nicht die Spur von Erheiterung mit. Es klang wie das Lachen einer viel älteren Frau. »Dein Wort in Gottes Ohr«, sagte sie. »Glaubst du nach all den Jahren wirklich an Männer, die uns Schutz bieten?«

Hannah hob das Kinn. »Ja, das tue ich. Und du solltest es auch. Hast du vergessen, was Ben Benson für dich getan hat? Und glaubst du, dass dein Bruder als Mann ein Ungetüm wird?«

Molly spürte, wie ihre Wangen erglühten. »Ben Benson war eine Ausnahme. Und Will ... wird einmal ein besonderer Mann.« Sie hob die Nasenspitze. »Aber ich werde nicht tatenlos darauf warten, bis er alt genug ist, mich von hier wegzuholen. Ich werde ...«

»Tatenlos zu bleiben ist sowieso kein guter Plan.«

Die Freundinnen fuhren herum und blickten direkt auf die von einem fadenscheinigen, aber sauberen Schnürhemd bedeckte breite Brust eines Mannes. Sie hoben die Köpfe, um das Gesicht darüber zu sehen, das zu dieser ungewöhnlich tiefen Stimme passte. Der Mann war drei Hand breit größer als sie. Mit seinen verstrubbelten weizenblonden Haaren,

dem schelmischen Schmunzeln und den blitzenden Augen wirkte er auf trügerische Art jugendlich. Seine sonore Stimme stand in einem faszinierenden Gegensatz dazu. Molly schätzte ihn im Bruchteil einer Sekunde auf Anfang zwanzig und gefährlich intelligent. Was hatte er von ihrem Gespräch mitbekommen? Hatten sie irgendetwas verraten, woraus er ihnen einen Strick drehen konnte?

»Was geht das dich an?«, fuhr Molly ihn an und wies mit dem Kinn auf ihn.

»Mich kratzt das nicht, ob zwei junge Ziegen mit der Neunschwänzigen ausgepeitscht werden wegen Faulenzertums und Arbeitsverweigerung. Im Gegenteil, das ist gewiss ein rechtes Spektakel und eine willkommene Abwechslung im Trott.«

»Was plusterst du dich so auf?«, raunzte Molly und musterte den jungen Mann vom Scheitel bis zur Sohle. »Wer bist du überhaupt? Und wie lange bist du schon hier? Ich schätze, du bist ein rechtes Großmaul.«

Der Mann grinste. »Und du eine kleine Gifthexe. Dabei solltest du dich gut mit mir stellen. Wenn dich das Fieber packt und du ins Hospital kommst, bist du auf mein Wohlwollen angewiesen, wenn du überleben willst.«

»Du arbeitest im Hospital?«, fragte Hannah. Sie hatte bislang geschwiegen und den Mann nur im Schatten von Molly gemustert. Im Gegensatz zu Molly war Hannah für ihre Sanftheit bekannt. Sie schenkte dem Fremden sogar ein Lächeln, wie Molly mit Wut im Bauch feststellte.

Der Blonde legte die Rechte an die Brust und verbeugte sich. »Mein Name ist Michael Riley. Ich arbeite seit meiner Ankunft als Arzt im Krankenhaus, Seite an Seite mit John White, der mit der ersten Flotte gekommen ist. Ein recht steiler Aufstieg, möchte ich meinen.« Er lachte einmal kurz auf.

»In der Heimat war ich Pfleger. Aber meine medizinischen Kenntnisse reichen aus, um hier gemeinsam mit anderen Ärzten und Schwestern das größte Übel abzuwenden.«

»Soso, ein Scharlatan also, der vorgibt, mehr zu sein, als er ist«, stellte Molly fest.

Michael hob nur die Schultern und zog eine gleichgültige Miene. »Nenn es, wie du magst. Ich trage meinen Teil zur Gemeinschaft bei.«

»Seit wann bist du hier?«, wollte Molly wissen.

»Ich bin vor wenigen Tagen auf der *Neptune* angekommen.«

Molly lachte ungläubig und setzte wieder ihre überheblichste Miene auf. »Wir haben die Männer, die mit den Gefangenenschiffen gekommen sind, gesehen. Ihr Blut hat die Bucht rot gefärbt. Von denen konnte keiner mehr aufrecht gehen. Also erzähl uns keinen Unfug.«

Michael zuckte die Schultern. »Glaubt mir oder lasst es. Tatsache ist, im Hospital wird jede Hilfe gebraucht. Mit den Massen an Verletzten und Sterbenskranken von der *Neptune*, der *Scarborough* und der *Surprize* ist die Krankenstation heillos überfüllt. Wir mussten bereits Patienten nach draußen verlagern. Aber gut, wie du dich gebärdest, juckt dich das Schicksal der anderen nicht.« Er blickte Molly direkt in die Augen. »Dann mach es wie die anderen Weiber von der *Lady Juliana* und such dir einen Mann, dem du den Haushalt führen und Kinder gebären kannst.«

»Das lass meine Sorge sein«, zischte Molly zurück, spürte aber auf einmal Hannahs Arm und wie ihre Freundin ein Stück vor sie trat.

Hannah legte den Kopf in den Nacken, um Michael Riley anblicken zu können. Mit fünf Fingern fuhr er sich durch die Strubbelhaare, ein Schmunzeln spielte um seine schmalen

Lippen. An seinem Kinn wuchsen nur wenige Bartstoppeln, was sein jugendliches Aussehen unterstrich. Vielleicht war er sogar jünger als zwanzig, ging es Molly durch den Sinn.

»Ich interessiere mich für die Arbeit im Hospital«, sagte Hannah mit ungewohnt fester Stimme.

Molly kannte sie nur nachgiebig und anpassungsbereit. Normalerweise tat Hannah genau das, was sie, Molly, für das Richtige hielt. Und war ihre Freundin damit bislang schlecht gefahren? Nein, war sie nicht. Warum also sollte sie daran etwas ändern?

»Das kann nicht dein Ernst sein, Hannah«, fuhr Molly ihr über den Mund. »Willst du die Erste sein, die sich ansteckt, sobald ein Fieber oder der Durchfall herumgeht? Die suchen da dumme Gänschen wie dich, damit sie die Pflege der Verseuchten übernehmen.«

Michael wies mit dem Finger auf sie, und seine Augen blitzten. »Auf solche wie dich können wir verzichten. Wir brauchen Menschen mit Herz, nicht mit einem Eisbrocken in der Brust. Täglich stehen wir vor der Herausforderung, all diese Kranken zu versorgen. Wir sind hoffnungslos überfordert. Und Medikamente gibt es kaum. Erst im Mai hatten sie hier eine Pockenepidemie, der sie machtlos gegenüberstanden. Wir wickeln die nackten Kranken in Decken, solange keine Kleidung genäht ist. Im Busch stocken wir die Vorräte an Heilkräutern gegen Durchfall und Lungenkrankheiten auf. Das ist unsere tägliche Arbeit hier – vielleicht der wichtigste Dienst in dieser Kolonie.«

»Pah«, machte Molly und fuhr herum, weil in diesem Moment Reverend Johnson die Stimme hob. Seine Predigt war an ihr vorbeigerauscht, aber nun verkündete er mit seiner Basstimme: »Falls es sich noch nicht herumgesprochen hat – zweihundertzweiundzwanzig zusätzliche Esser, die uns die

Lady Juliana gebracht hat, können wir in dieser Kolonie nicht durchbringen. Erst recht nicht, bis all die Kranken wieder so weit genesen sind, dass sie sich in der Landwirtschaft und im Häuserbau einbringen können. Die Kolonialregierung hat deswegen beschlossen, dass ein großer Teil der Huren nach Norfolk verschifft wird.«

Ein Raunen ging durch die Menge.

Viele mochten seit Januar 1788 verstorben sein, seit Kapitän Arthur Phillip auf seinem Flaggschiff *Sirius* eine aus elf Schiffen bestehende Flotte mit rund tausend Menschen nach Sydney Harbour gebracht hatte. Aber die Masse an Menschen, die mit den Gefangenenschiffen und der *Lady Juliana* in diesen Tagen eingetroffen war, die konnte die Kolonie nicht tragen. Das erkannte auch Molly.

Was bedeutete es, wenn ein Teil der Frauen verschifft werden sollte?

Über Reverend Johnsons speckige Wangen ging ein Grinsen. »Seht es als Ehre und Bevorzugung an. Norfolk ist eine hübsche Insel mit fettem Mutterboden und üppigen Pflanzen, etwa eintausendfünfhundert Seemeilen von hier entfernt. Man hört nur Gutes aus dieser Außenkolonie!«

»Glaub dem Pfaffen kein Wort«, flüsterte Michael so laut in Hannahs Ohr, dass Molly es mithören konnte. »Norfolk wird von dem grausamen Major Ross befehligt – dort soll es noch gnadenloser zugehen als hier in Sydney Cove.«

»Wenn ich als Krankenschwester im Hospital arbeite, werde ich hier gebraucht, oder?«, fragte Hannah und ließ den Blick nicht von ihm.

»Ich werde jeden Eid schwören, dass wir auf dich nicht verzichten können«, antwortete er.

»Mann, was bist du für ein Prahlhans«, ging Molly dazwischen. Das konnte doch nicht sein, dass er hier vor ihren Au-

gen und Ohren Hannah einwickelte. »Erzähl uns lieber, wie es dir gelungen sein soll, auf der *Neptune* ungeschoren davonzukommen. Wie du dich hier in die Brust wirfst, hat man dir da kein Härchen gekrümmt. Wie kam es denn zu der Sonderbehandlung? Wem musstest du zu Gefallen sein?«

An Michaels Schläfe schwoll eine Ader blau an, sein Atem ging flach und schnell, und die Hände hielt er zu Fäusten geballt, während er Molly anstierte.

Unbewusst trat sie einen Schritt zurück. Vielleicht war sie doch zu weit gegangen, einen ihr völlig Fremden derart zu reizen. Aber sie konnte nicht aus ihrer Haut – sobald ihr einer prahlerisch gegenübertrat, verwies sie ihn in seine Schranken.

»Molly, was soll denn das!«, fuhr Hannah sie da an. »Du kennst Michael gar nicht, und ...«

»Aber du kennst ihn, ja?«

»Ich möchte mich weder mit irgendeinem stinkenden Bauern hier vermählen, noch möchte ich auf diese ... diese Hureninsel, von der der Reverend gesprochen hat. Ja, ich werde im Krankenhaus arbeiten, wenn ich dort gebraucht werde.«

Michael entspannte sich sichtlich, während Hannah sprach und er sie musterte. Nun streckte er ihr die Rechte entgegen. Seine Finger waren lang und feingliedrig und für die hiesigen Verhältnisse auffallend sauber. Keine Hände, die das Zupacken gewohnt waren, ging es Molly durch den Sinn. Mit einem Flattern im Magen bemerkte sie, wie Hannah ihre Finger in Michaels Rechte legte und wie er sie hielt.

Was passierte hier? Wie war es diesem durchtriebenen Burschen nur gelungen, im Handstreich Hannah auf seine Seite zu ziehen, ihre beste Freundin!

Molly erinnerte sich daran, wie sie Hannah zum ersten Mal begegnet war, auf der Mauer vor *Dorothy's Guesthouse* mitten in London. Sie waren beide zehn Jahre alt gewesen. Molly

hatte sich damals auf der Straße mit Diebstahl durchgeschlagen und aus einem sicheren Versteck heraus Hannah beobachtet, die eine Schleife in ihren lockigen Haaren trug, dazu ein froschgrünes Kleid und nackte schwarze Füße. Damals hatte Molly nicht gewusst, was der alte Herr mit Dreispitz und Perücke, der dem Mädchen im Froschkleid von der Mauer herunterhalf, mit ihr im *Guesthouse* anstellte. Aber sie erfuhr es wenige Tage später am eigenen Leib, als sie sich genau wie Hannah dem Schutz von Dorothy Johnson unterstellte. Wahrscheinlich würde sie heute noch in Londons Hurenviertel arbeiten, wenn da nicht die Sache mit dem einäugigen Hafenarbeiter gewesen wäre, den Hannah und sie um einen Käse erleichtert hatten.

Ihrer Deportation nach Australien hatte Molly zunächst guten Mutes entgegengeblickt – warum sich nicht ein neues Leben am Ende der Welt aufbauen? Aber inzwischen wusste sie es besser, und in ihrem Herzen nistete sich die Erkenntnis ein, dass sie bis aufs Blut darum kämpfen würde, sich eine bessere Heimat zu suchen. Allein deswegen, um ihrem Bruder Will, der als Schiffsjunge auf der *Lady Juliana* arbeitete, einen warmen Ort zu schaffen, wenn es ihn nach seinen Reisen über die Weltmeere aufs Festland zog.

Es schmerzte ein wenig, dass ihre alte Heimat vielleicht niemals mehr wieder ihre neue Heimat sein würde. Geflohenen Straftätern drohte in England die Todesstrafe. Wenn sie nach England zurückkehren wollte, musste sie sich eine neue Identität zulegen, aber solche Überlegungen konnte sie anstellen, wenn es so weit war. Erst einmal weg von hier, wohin auch immer.

Kaum etwas in Mollys Leben hatte Bestand – alles war in Wandlung, Tag für Tag, aber dass Hannah zu ihr gehörte, das gab ihr die Sicherheit, nach der sie sich, verborgen in ihrem

Inneren, sehnte. Nie hatte sie eine Sekunde lang daran gezweifelt, dass Hannah ihr gegenüber bis zu ihrem Tod loyal sein würde. Und nun ließ sie sich von dem Geschmeichel des jungen Aufschneiders blenden.

»Molly, wir werden hier irgendetwas tun müssen. Bevor uns die Aufseher unsere Arbeiten zuteilen, können wir selbst wählen«, sagte Hannah. »Ich bitte dich inständig, komm mit ins Krankenhaus. Ich vertraue Michael.« Wie sie zu ihm aufblickte, verursachte Molly Magendrücken.

Molly presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen. In die Pflicht genommen zu werden, Verantwortung zu übernehmen, ständiger Überwachung ausgesetzt zu sein – nein, das Hospital war nicht der richtige Ort für sie. Sollte Hannah dort ihr Auskommen finden, sie selbst brauchte günstigere Bedingungen, um ihre Pläne zu durchdenken und in die Tat umzusetzen.

Von der ersten Sekunde an, da sie die Kolonie betreten hatten, war Molly klar, dass sie in dieser Trostlosigkeit nicht ausharren würde. In ihrem Kopf drehten sich die Gedanken nur um eine einzige Idee: Wie konnte sie die Flucht hinaus aufs Meer und später heim nach England schaffen?

2. KAPITEL

Wie viele Tote würde der Pfaffe noch begraben müssen? Arme Teufel oder Glückspilze? Dorothy Johnson fand, dass einem Sträfling Schlimmeres passieren konnte, als gleich in den ersten Tagen in dieser Seuchenbucht draufzugehen.

Zu bemitleiden waren eher die kreischenden Würmer, denen Reverend Johnson mit eigener Hand geweihtes Wasser über die Stirn träufelte, um sie zu taufen. In was für ein verfluchtes Leben waren sie hineingeboren.

Echtes Mitleid war Dorothy seit vielen Jahren fremd. Anteilnahme hatte sie noch nie empfunden, nur einen gewissen Beschützerinstinkt. Ein wenig davon für ihre ehemals jüngsten Huren im Stall, Molly und Hannah, und eine extra große Portion für Laurie Hodginson, zu der sie sich nach Reverend Johnsons Ansprache auf die Suche machte.

Die mehr als tausend Kolonisten schlichen nach der Predigt mit gesenkten Häuptionen auseinander. Die Gesichter lagen im Schatten, die Leute sprachen nur gedämpft miteinander, die Schritte stapften schwer über den roten Lehm. Zur Freude hatte hier keiner einen Grund, obwohl der Frachter *Justinian* vor wenigen Tagen Lebensmittel und Saatgut, Werkzeuge und Wein gebracht hatte.

Kaum einer hier glaubte daran, dass sie es aus eigenen Kräften schaffen würden, die Kolonie zum Blühen zu bringen. Auch Dorothy machte sich nicht die geringsten Illusionen. Das hatte sie noch nie getan.

Während der Fahrt mit der *Lady Juliana* von London über Santa Cruz de Tenerife, Rio und Kapstadt bis nach Sydney Cove hatte sie sich keine Sekunde lang dem schönen Traum hingeeben, sie würden im Garten Eden landen. Dorothy hatte mit den Jahren genug gesehen und gehört, um einschätzen zu können, was ein Dasein in einer weit vom Vaterland entfernt liegenden Bucht bedeutete. Sie kannte Kolonisten, die heimgekehrt waren, hatte ihnen in ihrer Herberge in die todesmüden Augen geblickt, die geschundenen Hände und Füße gesehen und die zahnlosen Münder. Ein Leben unter diesen Bedingungen ließ jeden Menschen, gleich ob Mann oder Frau, an seine Grenzen gehen. Dorothy war nicht bereit, ihre Grenzen kennenzulernen.

Tatsächlich hatte sie in den ersten Tagen in der Bucht darüber nachgedacht, ihrem Leben selbst ein Ende zu setzen. Nach dem Abschied von Ben Benson, dem Seemann auf der *Lady Juliana*, der aus irgendeinem nicht nachvollziehbaren Grund einen Narren an ihr gefressen hatte, erschien ihr ihre Zukunft grau und trüb, egal, wohin es sie verschlug. Sie hatte tatsächlich mehr für diesen alten stinkenden Bären empfunden, als sie sich all die Monate auf der *Lady Juliana* eingestanden hatte. Aber nun waren sie wieder getrennt, und wie es schien, war es ein Abschied für immer. Unwahrscheinlich, dass das Hurenschiff ein weiteres Mal den Anker vor Australien warf.

Dorothy lenkte ihre Schritte in Richtung des Strandes, während die anderen Kolonisten wieder ihrer Arbeit auf den Feldern, in der Nähnhütte, an den Proviantlagern, im Haus des Gouverneurs und im Krankenhaus nachgingen. Der Schmied trottete zu seiner rauchenden Esse, die Holzsäger in den Busch, die Muschelsammlerinnen an den Strand.

Schon von Weitem sah sie Lauries schmalen Rücken. Sie

saß im Sand, die nackten Füße ausgestreckt, sodass die schäumenden Uferwellen ihre Zehen berührten. Wo sollte sie sonst sein, ging es Dorothy durch den Sinn, während sie ihre Schritte beschleunigte. Ob sie überhaupt Reverend Johnsons Ansprache gelauscht hatte? Zuzutrauen wäre es ihr, dass sie sich dem Befehl, sich vor dem Gottesbaum zu versammeln, widersetzt hatte. Nicht weil Laurie grundsätzlich als bockbeinige junge Frau galt – das war sie weiß Gott nicht –, sondern weil sie sich nicht von dem Anblick der *Lady Juliana* lösen konnte, die am Nordufer lag und von zahlreichen Matrosen in stand gesetzt wurde.

Das Schiff hatte mehrere Lecks am Rumpf davongetragen, Masten waren im Sturm gebrochen, Segel mussten geflickt sein. Bevor die *Lady Juliana* Kurs auf Kanton nehmen konnte, musste sie erst einmal wieder seetüchtig gemacht werden.

»Hier bist du«, begrüßte Dorothy ihre Lieblingshure, lüpfte ihren Rock bis über die Knöchel und ließ sich mit knackenden Knochen neben ihr nieder. »Hast du dir die Rede vom Pfaffen gespart?«

Laurie schaute nur kurz auf, um Dorothy mit einem Lächeln zu begrüßen, dann malte sie mit dem Zeigefinger wieder Zeichen in den Sand.

Laurie hatte im letzten Jahr viel ihrer Schönheit eingebüßt. Ihr Haar war dünner geworden, an einigen Stellen schimmerte die Kopfhaut durch. Unter ihren Augen lagen Schatten, grau wie Asche, und um ihren Mund hatte sich ein bitterer Zug eingegraben. Keine guten Voraussetzungen, um sich hier in der Kolonie einen der mächtigeren Männer als Versorger zu sichern. Die suchten sich nämlich die gesündesten und wohlgenährten jungen Weiber aus, die ihnen dicke Kinder mit rosigen Wangen und kräftigen Stimmen gebären konnten.

Aber Dorothy war sich nicht sicher, ob Laurie überhaupt mit dem Gedanken spielte, sich hier zu vermählen. »Je eher du ihn vergisst, umso besser für dein Seelenheil und dein Überleben«, erklärte Dorothy auf die barsche Art, die zu ihrem Wesen gehörte.

»Das sagst du so leicht. Ich kann meinem Herzen nicht befehlen, nicht mehr zu bluten«, gab Laurie zurück und hob den Kopf, um den Blick Richtung *Lady Juliana* gleiten zu lassen. Aus der Ferne sah man die Männer, die an Seilen am Bug hingen und hämmerten und teerten. An Deck liefen die Matrosen hin und her, aber Gesichter waren in der Entfernung nicht zu erkennen. »Jack hat wirklich versucht, aus den Diensten von Kapitän Aiken entlassen zu werden. Das hat er getan, Dorothy, nur für mich! Er wollte hierbleiben und sich ein Leben mit mir aufbauen, aber der Kapitän, dieser barbarische Teufel, hat ihn nicht gelassen.«

»Was man ihm nicht verübeln kann. Dein Jack war nicht der Einzige, der sich von seinem Liebchen trennen musste, das weißt du genauso gut wie ich. Die *Lady Juliana* wäre ein Geisterschiff geworden, wenn alle Männer ihren Dienst quittiert hätten. Der Kapitän hat nur vernünftig gehandelt.«

Auf der langen Fahrt hatte es nicht nur Hurengeschäfte und kurzfristige Liebschaften gegeben, es waren echte Beziehungen entstanden. Laurie hatte mit dem attraktiven Steuermann Jack Barns ein paar Wochen voller Liebe erlebt. Aber es gab viele weitere weibliche Sträflinge, die sich in einen der Seemänner verliebt hatten. Sarah Whitlam hatte sogar eine Tochter von Steward John Nicol bekommen, aber selbst dem jungen Vater war das Quittieren des Dienstes untersagt worden.

Anfangs hatten die Seemänner der *Lady Juliana* einige Male an Land gedurft, aber nachdem es zu einem Handgemenge

gekommen war, weil die Paare sich anschließend nicht voneinander trennen konnten, hatte Kapitän Aiken weitere Besuche untersagt.

Nur zu den sonntäglichen Gottesdiensten kamen sie in Ruderbooten in die Bucht, um gleich im Anschluss wieder aufs Schiff überzusetzen, wo das Seevolk in drei Schichten arbeitete, um den Dreimaster fahrbereit zu machen.

Laurie blieb nichts als der Trost, in jeder freien Minute hier am Strand zu sitzen und wenigstens in Gedanken ihrem Geliebten nah zu sein. Der Stachel des Neides pikste in ihr, wenn sie daran dachte, dass es einer ihrer Reisegefährtinnen tatsächlich gelungen war, ihr Schicksal zu wenden. Claire Durand hatte hier in Sydney Cove ihren Geliebten Henry Wheeler wiedergetroffen, der ihr auf der *Justinian* hinterhergereist war. Als freie Frau, die Opfer der Intrige einer Londoner Pensionswirtin geworden war, konnte sie Sydney Cove wieder verlassen. Laurie bekam das Bild nicht aus der Erinnerung, wie Claire Arm in Arm mit Henry an der Reling gestanden und den zurückbleibenden Kameradinnen gewunken hatte.

Was hätte Laurie darum gegeben, an ihrer Stelle zu sein!

Dorothy wusste um Lauries Verfassung – sie war ihre einzige Vertraute –, aber sie wusste auch, dass es keinen Sinn machte, dem Vergangenen nachzutruern. Sie mussten hier weg. »Der Pfaffe hat von einer Insel gesprochen, auf die ein Großteil von uns verschifft werden soll«, sagte sie zu Laurie und legte den Arm um ihre knöchigen Schultern. »Wir sollten zusehen, dass wir zu den Auserwählten gehören, die dorthin dürfen. Schlimmer als hier kann es nicht sein.«

Laurie hob das Kinn. Ihre dünnen Haarsträhnen peitschten in der frischen Meeresbrise über ihre Wangen und Nase. »Eine weitere Schifffahrt? Das überlebe ich nicht.«

»Kindchen, es ist nicht sehr weit. Eintausendfünfhundert Seemeilen, heißt es. Kein Vergleich zu dem, was wir im vergangenen Jahr hinter uns gebracht haben.«

»Ach, Dorothy.« Laurie winkelte die Beine an und legte die Stirn auf die Knie. »Manchmal denke ich, es wäre besser gewesen, wir hätten die Kolonie niemals lebend erreicht.«

»So darfst du nicht denken!«, fuhr Dorothy sie an, obwohl sie selbst schon mit sich und diesem Schicksal gehadert hatte. Aber um ihrem Schützling Mut zu machen, sprang sie über ihren eigenen Schatten. »Natürlich scheint jetzt für uns der Weg unüberwindbar. Aber du bist jung und kräftig und hübsch, du wirst es schaffen, Laurie. Irgendwann wirst du eine patente Gutsherrin sein mit einem Stall voller wohlgenährter Kinder und einem tüchtigen Mann, der dich anbetet.«

Laurie lachte leise. »Ich wünschte, ich hätte deinen Glauben. Mit Jack ... mit Jack hätte alles gut werden können. Er war der erste Mann, zu dem ich Vertrauen hatte, und vielleicht war er auch der letzte.«

»Ach, papperlapapp. Zugegeben, die Gestalten hier in der Bucht sehen nicht sehr appetitlich aus. Aber vielleicht findet sich in Norfolk ein kräftiger Kerl, der sich um dich kümmert.«

»Du weißt nicht, ob sie uns auf diese Insel lassen.«

Dorothy tätschelte ihre Schulter. »Das lass mal meine Sorge sein, Schätzchen.« Sie erhob sich und reichte Laurie die Hand, um sie auf die Beine zu ziehen, obwohl die jüngere wesentlich gelenkiger war als die alternde Hure. »Jetzt lass uns erst einmal zusehen, dass wir eine Portion Brot und Ziegenmilch bekommen, bevor das Horn zur Ausgangssperre bläst. Wenn dir das Fleisch von den Rippen fällt, nützt der hübscheste Putz nichts auf der Suche nach einem schmucken Burschen.«